

## **Kriegsbegeisterung und Ernüchterung Über das Selbstverständnis und die Befindlichkeiten deutscher Juden im Ersten Weltkrieg und danach\***

von Julius H. Schoeps

Als Wilhelm II. am 4. August 1914, am Beginn des Ersten Weltkrieges, in seiner Thronrede im Berliner Schloss vor versammelten Vertretern der Parteien und Religionsgemeinschaften erklärte „Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche!“, - traf er auch den Nerv der deutschen Juden. Seine Worte weckten die die Hoffnung, dass tatsächlich eine neue Zeit angebrochen sei. Indem sie sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten oder auch Kriegsanleihen zeichnete, erhoffte man sich, dass die in der Bevölkerung noch vorhandenen antijüdischen Vorbehalte endgültig verschwinden würden.

So wie das Bildungsbürgertum und die Arbeiterschaft, wurden auch die deutschen Juden geradezu von einer Woge "rauschhaften Gemeinschaftsgefühls und patriotischer Kriegsbegeisterung" (Egmont Zechlin) ergriffen. Und gar mancher, der sich damals öffentlich zu Wort meldete, vergaß über Nacht das klassisch-humanistische Bildungsgut, in dem er erzogen worden war. Die kosmopolitischen Elemente der jüdischen Tradition, denen man sich vielleicht noch vor Kriegsausbruch verpflichtet gefühlt hatte<sup>1</sup>, spielten keine Rolle mehr, zumindest in den Anfängen des Krieges.

---

\* Die Forschung zur deutsch-jüdischen Geschichte hat in den letzten Jahren begonnen, sich intensiver mit der Rolle der Juden im Ersten Weltkrieg zu beschäftigen. Zu nennen sind neben dem grundlegenden Werk von Egmont Zechlin (Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1969) die Studien von Werner T. Angress (Das deutsche Militär und die Juden im Ersten Weltkrieg, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen I/1976, S. 77-146), von Peter Pulzer (Der Erste Weltkrieg, in: Deutsch-jüdischen Geschichte der Neuzeit, Bd. III, München 1997) und vor allem von Ulrich Sieg (Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe, Berlin 2001). Siegs Untersuchung verdient deshalb besondere Beachtung, als hier versucht wird, die Wechselwirkungen des „Großen Krieges“ herauszuarbeiten, „welche die historisch erlebte Realität und die menschlichen Sinnkonstruktionen miteinander verbinden“.

Weitgehend vergessen ist, dass im Sommer des Jahres 1914 auch der Berliner Maler Max Liebermann in einem patriotischen Überschwang der Gefühle die Kaiserdeutschen die Säbel gegen den Feind schwingen. „Jetzt wollen wir sie Dreschen!“<sup>2</sup>, lautete seine Parole. Und der viel bewunderte wie seiner Zeit gehasste Theaterkritiker und Publizist Alfred Kerr, der später vor den Nationalsozialisten aus Deutschland flüchtete, polemisierte mit Schmähgedichten gegen den Feind, in diesem Fall gegen die Russen. „Zarendreck, Barbarendreck“, reimte er, „Peitscht sie weg! Peitscht sie weg!“<sup>3</sup>

Wie sehr selbst ein nachdenklicher Mann wie Martin Buber anfänglich von der allgemeinen Kriegsbegeisterung mitgerissen wurde, lässt ein Brief erkennen, den er Ende September 1914 an den Historiker und zum Prager Kreis gehörenden Hans Kohn schrieb: „ - nie ist mir der Begriff ‚Nation‘ so zur Realität geworden wie in diesen Wochen. Auch unter den Juden herrscht fast durchweg ein ernstes großes Gefühl“. Geradezu bedauernd klingt es, wenn er erklärt: „Ich selbst habe leider gar keine Aussicht verwendet zu werden; aber ich versuche auf meine Weise mitzutun“.<sup>4</sup>

Mit Blick auf seine Glaubensbrüder meinte Martin Buber, sie müssten ihre persönlichen Interessen gegenüber dem übergeordneten Interesse der Gemeinschaft hintanstellen. Es sei, so Buber in der für ihn typischen Ausdrucksweise, ihre „übermächtige Pflicht“<sup>5</sup> an diesem Krieg teilzunehmen, um die „Schicksalsstunde Europas“ mitzuerleben. Festigen, würde sich durch den Krieg nicht nur der Gemeinschaftssinn der Völker, sondern auch der Gemeinschaftssinn der Juden. Das Erlebnis

---

<sup>1</sup> Vgl. das Kapitel „Die deutschen Juden bei Kriegsausbruch“, in: Zechlin, Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 86 ff.; ebenfalls Paul Mendes-Flohr, Im Schatten des Krieges, in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 4: Aufbruch und Zerstörung, hrsg. von Michael A. Meyer, München 1997, S. 15 ff

<sup>2</sup> So in den von Paul Cassirer unter dem Titel „Kriegszeit“ hrsg. „Künstlerflugblättern“, Bd. 1, Nr. 2, 7. September 1914

<sup>3</sup> Alfred Kerr, Caprichos. Strophen des Nebenstroms, Berlin 1926, zitiert nach Alfred Kerr, Liebes Deutschland. Gedichte, hrsg. von Thomas Koebner (= Alfred Kerr. Werke in Einzelbänden, Bd. II), 171

<sup>4</sup> Martin Buber an Hans Kohn, 30. September 1914, in: Martin Buber. Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, Bd. 1: 1897-1918, hrsg. von Grete Schaeder, Heidelberg, 1972, S.371 f.

<sup>5</sup> Martin Buber, Die Losung, Der Jude, 1917/17, S. 1

des Krieges, so Buber, würde die noch vorhandenen Gegensätze zwischen Juden und Nichtjuden verschwinden lassen.<sup>6</sup>

Tatsächlich schien es so, als ob sich in den Anfängen des Krieges so etwas wie ein patriotischer Konsens zwischen den deutschen Juden und ihren nichtjüdischen Landsleuten herausbilden würde. Als Beleg könnte man beispielsweise das „Manifest der Dreiundneunzig“ ansehen, ein Aufruf „An die Kulturwelt“, in dem Vertreter der deutschen Wissenschaft und des Kulturlebens die Vorwürfe der Kriegsgegner bestritten und zur Solidarisierung mit Deutschland und dem deutschen Volk aufriefen. Zu den jüdischen Unterzeichnern gehörten damals unter anderem der Maler Max Liebermann, der Regisseur Max Reinhardt und der Medizin-Nobelpreisträger Paul Ehrlich.

Andere gaben sich derweil einer puren Kriegshysterie hin. Zu einem der populärsten, aber auch umstrittensten Kriegslieder der Deutschen wurde Ernst Lissauers "Haßgesang gegen England", den Ludwig Geiger „als poetischen Ausdruck der Entrüstung und Empörung gegen das fluchbeladene Albion“<sup>7</sup> rühmte. In seinem Erinnerungsbuch "Die Welt von Gestern" bemerkte Stefan Zweig, Lissauers „Hassgesang“ sei wie eine "Bombe in ein Munitionsdepot"<sup>8</sup> gefallen:

*"Dich werden wir hassen mit langem Haß  
Wir werden nicht lassen von unserem Haß,  
Haß zu Wasser und Haß zu Land,  
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,  
Drosselnder Haß von 70 Millionen,  
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,  
Sie haben alle nur einen Feind: E n g l a n d!"<sup>9</sup>*

Das Gedicht, obwohl in jüdischen Kreisen vielfach mit Skepsis aufgenommen<sup>10</sup>, fand in der deutschen Bevölkerung große Resonanz und wurde in zahlreichen Zeitungen abgedruckt. Aber damit nicht genug. Die Begeisterung für dieses Gedicht

---

<sup>6</sup> Vgl. Eleonore Lappin, Der Jude 1916-1928 (= Schriftenreihe LBI, 62), Tübingen 2000, S.69 ff.

<sup>7</sup> Ludwig Geiger, Krieg und Kultur, Berlin 1915, S. 13

<sup>8</sup> Stefan Zweig, Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt 1947, S. 268

<sup>9</sup> Ernst Lissauer, Flugblätter 1914, Göttingen 1914

<sup>10</sup> Vgl. Benjamin Segel, Der Weltkrieg und das Schicksal der Juden. Stimme eines galizischen Juden an seine Glaubensgenossen in den neutralen Ländern insbesondere in Amerika, Berlin 1915, S. 143

war so groß, dass die Kinder in den Schulen angehalten wurden, es auswendig zu lernen. Angeblich haben Offiziere an der Front sogar ihre Soldaten antreten und sich von ihnen die Strophen rezitieren lassen.

Der Siegeszug des Gedichtes, das von manchen als „patriotischer Kitsch uebelster Sorte“ (Sammy Gronemann) bezeichnet wurde, ließ sich nicht aufhalten.<sup>11</sup> Die Zustimmung, die Lissauer und sein „Haßgesang“ erfuhr, war derart groß, dass es sogar vertont und von Chören gesungen wurde. Unter den 70 Millionen Deutschen, so erinnert sich Stefan Zweig, „gab es bald keinen Menschen mehr, der den ‚Haßgesang gegen England‘ nicht von der ersten bis zur letzten Strophe kannte“.

Es ist viel darüber gerätselt worden, wie es dazu kam, dass es gerade ein Jude war, der das "Evangelium eines übersteigerten Nationalismus" (Egmont Zechlin) dichterisch verkünden musste. Ernst Lissauer, den Wilhelm II. mit dem Roten Adlerorden 2. Klasse ehrte, war "gläubiger an Deutschland als der gläubigste Deutsche" (Stefan Zweig). Gleichzeitig war er stolz auf sein Judentum und darauf, dass er nicht die Taufe angenommen hatte.

Ernst Lissauers Bekenntnis zu Deutschland und sein überbordender Patriotismus bildeten unter den deutschen Juden keine Ausnahme. Die Begeisterung für diesen Krieg verband sich zumindest in den Anfängen mit großen Hoffnungen. Vielfach glaubte man, der Krieg sei geradezu ein Geschenk des Himmels, denn er würde „wie ein reinigendes Gewitter“ wirken. Die Kriegsbegeisterung ergriff gesetzestreue Juden ebenso wie die Anhänger der Reform, Linksstehende wie Rechtskonservative.

Ein Gedicht, als dessen Verfasser ein gewisser M.H. firmierte, veröffentlicht in der C.V. Zeitung, drückt das

---

<sup>11</sup> Vgl. Hierzu Joachim Utz, Der Erste Weltkrieg im Spiegel des deutschen und englischen Haßgedichts, in: Jan Assmann und Dietrich Harth (Hrsg.), Kultur und Konflikt, Frankfurt am Main 1990, S. 373 ff. und Christoph Jahr, „Das Krämervolk der eitlen Briten“. Das deutsche Englandbild im Ersten Weltkrieg, in: ders., Uwe Mai und Kathrin Roller (Hrsg.). Feindbilder in der deutschen Geschichte. Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1994, S. 115 ff.

aus, was die Mehrheit der deutschen Juden in den Anfängen des Krieges wohl empfunden hat:

*Wenn die ganze Welt voll Teufel wär,  
Wir würden sie alle verjagen,  
Da wir einig sind, ein Volk, ein Heer,  
Und in Liebe und Treu uns vertragen .  
Ja, wir stehen zueinander! Verschwunden ist  
Jeder Unterschied, wo er bestanden;  
Ob hoch oder nieder, ob Jud' oder Christ,  
Ein Volk nur in all unsern Landen!  
Wir kämpfen zusammen für Kaiser und Reich [...]<sup>12</sup>*

Selbst Intellektuelle, normalerweise skeptisch bis ablehnend gegenüber jeder Form von nationalem Überschwang eingestellt, ließen sich von der allgemeinen Begeisterung mitreißen und verschrieben sich mit Haut und Haar dem Kampf für Kaiser und Reich. Der Publizist Maximilian Harden stellte beispielsweise bei Kriegsausbruch seine Zeitschrift "Die Zukunft" („Das Schwert heraus! Der Fuß frecher Feinde schändet unseren Boden. Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht“) ganz in den Dienst der nationalen Propaganda.

Auch der Sprachphilosoph und Theaterkritiker Fritz Mauthner verfasste Kriegsartikel, die so chauvinistisch und hetzerisch gehalten waren, dass sie sogar bei regierungsloyalen Zeitungen auf Ablehnung stießen. Wie sehr Mauthner von seinem „deutschen Empfinden“ überwältigt wurde, wie sehr er von „Todesangst um Deutschland“ getrieben war, zeigt folgender Satz in einem Brief an Gustav Landauer vom 15. November 1914: „Wenn ich mit einem Fingerdruck England in die Luft sprengen könnte, so täte ich's und wäre glücklich“.<sup>13</sup>

Allerdings waren nicht alle Intellektuellen vom Krieg so angetan wie Harden und Mauthner. Franz Rosenzeig, der Philosoph, schrieb beispielsweise seinen Eltern am 9. September 1914, „wie widerwärtig“ ihm die „ganze

---

<sup>12</sup> Rolf Vogel, Ein Stück von uns. Deutsche Juden in deutschen Armeen 1813-1976. Eine Dokumentation, Mainz 1977, S. 156

<sup>13</sup> Gustav Landauer/Fritz Mauthner. Briefwechsel, bearb. von Hanna Delf (= Gustav Landauer Briefe, hrsg. von Hanna Delf und Julius H. Schoeps), München 1994, S. 295

Menschenschlächtereien<sup>14</sup> sei. Und auch das Freundespaar Walter Benjamin und Gerhard (Gershom) Scholem machten kein Hehl daraus, dass sie den Krieg ablehnten und sich vom Patriotismus ihrer Glaubensbrüder abgestoßen fühlten. „Ob unsere Interessen“, so Scholem, „mit denen Deutschlands konform sind, ist eine Frage, über die sich durchaus streiten läßt“.<sup>15</sup>

So konform waren die Interessen tatsächlich nicht, denn es zeigte sich, dass die anfänglich euphorische Begeisterung für Kaiser und Vaterland sehr rasch verflog. Von ihrer nahezu bedingungslosen Loyalität und ihrem glühenden Patriotismus konnten die Juden ihre Mitbürger am Ende doch nicht überzeugen. Sie machten die Erfahrung, dass die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft, gleichgültig wie sie sich verhielten, ihnen weiterhin mit einer gehörigen Portion Misstrauen begegnete. Dieses Misstrauen verstärkte sich umso mehr, als der erwartete schnelle militärische Sieg ausblieb.

Verantwortlich für die ausbleibenden militärischen Erfolge wurden nicht der Kaiser und die Oberste Heeresleitung gemacht, sondern „dunkel-dämonische Mächte“. Gemeint waren damit insbesondere die Juden, denen man alles zutraute, nur nicht, dass sie sich wie alle anderen für das Vaterland einsetzen würden. Im Gegenteil: Bald kursierte das Gerücht, sie würden ihren patriotischen Pflichten nicht nachkommen und sich mit allen möglichen Vorwänden vor dem Waffendienst an der Front „drücken“.

Schon im zweiten Kriegsjahr verschärften sich die antisemitischen Kampagnen, die sich vor allem gegen jüdische Geschäftsleute, Ladenbesitzer, Bankiers und Politiker richteten. Judenwitze und böartige Reime waren zu hören wie etwa: „Wo so viele Helden bluten,/ drücken sich jetzt nur die Juden./ Überall grinst ihr Gesicht,/ nur im Schützengraben nicht“.<sup>16</sup> Die Zahl der anonymen Beschwerden mehrte sich. Juden, so hieß es, würden ihr Geld und ihre Beziehungen

---

<sup>14</sup> Franz Rosenzweig. Briefe und Tagebücher, hrsg. von Rachel Rosenzweig und Edith Rosenzweig unter Mitwirkung von Bernhard Caspar (= Gesammelte Schriften), Bd. 1, Den Haag 1976 S. 174

<sup>15</sup> Gershom Scholem, Tagebücher nebst Aufsätzen und Entwürfen bis 1923, 2 Bde., 1. Halbband 1913-1917, hrsg. von Karlfried Gründer und Friedrich Niewöhner, Frankfurt am Main 1995, S. 90

<sup>16</sup> Mitteilungen aus dem Verein zur Bekämpfung des Antisemitismus, 12. Juni 1918, S. 55

nutzen, um in Schreibstuben, Etappenkommandos und auf Büroposten bequem durch den Krieg zu kommen.

Der zunehmende Druck, den judenfeindlich gesinnte Reichstagsabgeordnete ausübten, und die zunehmende Hetze antisemitischer Vereinigungen und Organisationen wie der „Reichshammerbund“, der „Bund der Landwirte“ und der „Alldeutsche Verband“, führten schließlich dazu, dass im Oktober 1916 das "Kriegsministerium" einen Erlass herausgab, in dem alle militärischen Dienststellen aufgefordert wurden, eine so genannte "Judenstatistik" (amtlicher Titel: „Nachweisung der beim Heere befindlichen wehrpflichtigen Juden“) anzulegen.<sup>17</sup>

Der sogenannte Oktober-Erlass, der sich schnell herumsprach, besagte, dass getrennt für Feldheer, Etappe und Besatzungsheer folgende unmissverständliche Fragen beantwortet werden sollten: Wie viele Juden haben sich freiwillig gemeldet? Wie viele sind an der Front gefallen? Und wie viele sind mit dem EK I oder dem EK II ausgezeichnet worden?

Im jüdischen Bevölkerungsteil löste die Anordnung lautstarke Proteste aus. Bei einer Debatte im Reichstag zitierte Ludwig Haas, der Sprecher der Fortschrittlichen Volkspartei, aus Briefen jüdischer Frontsoldaten, in denen immer wieder darüber geklagt wurde, man würde durch diese Anordnung "gezeichnet" und zu "Soldaten zweiter Klasse" degradiert. Allgemein wurde der Erlass als ein Bruch des vom Kaiser verkündeten „Burgfriedens“ und als ein eklatanter Verstoß gegen den Geist der Augusttage 1914<sup>18</sup> angesehen.

Die Feldpostbriefe, Tagebücher und Memoiren, die jüdische Soldaten im Krieg oder danach verfassten, belegen in authentischer Weise den Loyalitätsdruck, die Demütigung, aber auch die Kränkungen, die diese „Judenählung“ bei vielen zur Folge hatte.<sup>19</sup> Akiva Ernst Simon, der sich später als

---

<sup>17</sup> Hierzu ausführlich Jacob Rosenthal, „Die Ehre des jüdischen Soldaten“. Die Judenählung im Ersten Weltkrieg und ihre Folgen, Frankfurt am Main 2007, S. 63 ff.

<sup>18</sup> Vgl. Zechlin, Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 533 f.

<sup>19</sup> Hierzu vgl. die 754 Feldpostsendungen ehemaliger Zöglinge an Sigmund Feist, den Direktor des Reichenheimischen Waisenhauses in Berlin (Sabiner Hank, Hermann Simon (Hrsg.), Feldpostbriefe

Pädagoge und Philosoph einen Namen machte und ein Freund Martin Bubers war, bemerkte rückblickend in einem Essay, dass die „Judenählung“ die „traumhafte Selbsttäuschung“ und die „gekünstelte Sicherheit“ hätte zerbrechen lassen.<sup>20</sup>

Bedrückt von den Umständen der „Judenählung“ zeigte sich so mancher jüdischer Feldsoldat. „Was soll denn dieser Unsinn?! Will man uns zu Soldaten zweiten Ranges degradieren, uns vor der ganzen Armee lächerlich machen?“ erregte sich der Vizefeldwebel Julius Marx, als sein Kompanieführer am 2. November 1916 seine Personalie für die „Judenstatistik“ aufnehmen wollte. „Pfui Teufel!“ schrieb er am selben Tag noch in sein Tagebuch. „Dazu hält man für sein Land den Schädel hin...“<sup>21</sup>

Als nach dem Krieg bekannt wurde, wie die vom Kriegsministerium in Auftrag gegebenen Statistik erhoben und ausgewertet worden war, herrschte allgemeine Bestürzung. Der Soziologe Franz Oppenheimer nannte die Untersuchung eine "statistische Ungeheuerlichkeit" und erinnerte an das englische Sprichwort: "Es gibt dreierlei Arten von Lügen: "Notlügen, gemeine Lügen und Statistik".<sup>22</sup>

Seitens der jüdischen Organisationen war man sich sehr wohl bewusst, dass den Vorwürfen des mangelnden Engagements im Krieg mit hieb- und stichfestem Zahlenmaterial entgegengetreten werden musste. Zu diesem Zweck trugen sie frühzeitig entsprechendes Zahlenmaterial zusammen. Im Frühjahr 1915 wurde sogar ein eigener „Ausschuss für Kriegsstatistik“ geschaffen und dem „Bureau für Statistik der Juden“ in Berlin angeschlossen.

Als empirische Grundlage dienten die nach dem Krieg zur Verfügung stehenden Daten und Materialien, wozu insbesondere die vom "Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" (RjF)

---

jüdischer Soldaten 1914-1918, 2 Bde., Berlin 2002). Die Briefe und Postkarten bezeugen den Patriotismus ihrer Verfasser, zugleich aber auch die wachsende Kritik am Krieg. Die „Judenählung“ wird interessanterweise in diesen nicht weiter erwähnt.

<sup>20</sup> Vgl. Ernst A. Simon, „Unser Kriegserlebnis, in: Brücken. Gesammelte Aufsätze, Heidelberg 1965, S. 17

<sup>21</sup> Julius Marx, Kriegstagebuch eines Juden, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1964, S. 138

<sup>22</sup> Franz Oppenheimer, Soziologische Streifzüge. Gesammelte Reden und Aufsätze, Bd. II, München 1927, S. 259



veröffentlichten Namenslisten mit Geburts- und Todesdaten, Truppenteil und Dienstgrad der Gefallenen gehörten. Solcherart ausgerüstet, hoffte man, ließe sich ein eindeutiges Urteil, und zwar ein positives Urteil, über die Teilnahme der deutschen Juden am Ersten Weltkrieg ermitteln.

Schon ein kurzer Blick auf das zusammengestellte Datenmaterial eröffnet Bemerkenswertes. Es zeigt u.a., dass bei einem Bevölkerungsanteil von 550 000 Juden (die ausländischen, in Deutschland nicht militärpflichtigen Juden nicht mit eingerechnet) rund 100 000 Mann in Heer, Marine und Schutztruppe gedient hatten. Von diesen sind rund 80 000 an der Front gewesen, davon sind mindestens 12 000 gefallen. Dekoriert wurden 35 000, und befördert wurden 23 000 jüdische Frontsoldaten, davon mehr als 2000 zu Offizieren und 1159 zu Sanitätsoffizieren und höheren Beamten.

Der statistische Abwehrkampf ist nach Kriegsende noch fünfzehn Jahre lang in Form von Zeitungsartikeln, Broschüren und Büchern fortgeführt worden. Die jüdischen Organisationen sahen dazu keine Alternative. Denn hätten sie geschwiegen, wäre ihnen das sicher als Eingeständnis ausgelegt worden, dass „nur“ 5600 Juden gefallen seien, wie das von der antisemitischen Propaganda hartnäckig lanciert wurde.

Die vom "Centralverein", dem "Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" und anderen jüdischen Organisationen nach Kriegsende 1918 veröffentlichten Abwehrschriften trugen Titel wie "Die Juden im Heer" (1919), „Die deutschen Juden als Soldaten im Weltkrieg 1914-1918“ (1921), "Jüdische Flieger im Weltkrieg" (1924), "Jüdische Frontsoldaten aus Württemberg und Hohenzollern" (1926) oder "Unsere gefallenen Kameraden" (1929) und „Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914-1918“ (1933).

In diesen Kontext gehört auch der Band „Gefallene deutsche Juden“, der noch 1935 im Auftrag des „Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten“ (RjF) in dem von Hans-Joachim Schoeps betriebenen und geleiteten Vortrupp Verlag erscheinen konnte. Zu diesem Band, der 1961 unter dem Titel „Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden“ mit einem Geleitwort von Franz Josef Strauss wieder aufgelegt wurde, war als Frontispiz eine Steinzeichnung des Malers Max Liebermann eine kolorierte

Zeichnung beigelegt, die eine Frau trauernd unter einer schlaff herunterhängenden Reichsflagge zeigt.<sup>23</sup>

Die wenig bekannte Abbildung scheint nicht nur die Trauer um die jüdischen Gefallenen zu illustrieren, sondern unterschwellig noch eine andere Botschaft zu vermitteln. So drängt sich dem heutigen Betrachter der Abbildung der Eindruck auf, als ob sich in dem gewählten Motiv auch die Befindlichkeiten des deutschen Judentums am Vorabend der Katastrophe spiegeln. Man könnte nämlich aus der Abbildung auch ableiten, dass die trauernde Frau den sich anbahnenden Niedergang Deutschlands beweint, von dem sie ahnt, dass es im Begriff ist, seine jüdischen Bürger zu verstoßen.

Eine der eindrucksvollsten Abwehraktivitäten in der Zeit der Weimarer Republik war die in zahlreichen Auflagen erschienene Loseblattsammlung „Anti-Anti. Tatsachen zur Judenfrage“, herausgegeben von dem schon genannten „Centralverein“. In dieser Sammlung, die als Argumentationshilfe für all diejenigen gedacht war, die glaubten, ihre Gegner in Debatten stellen zu können, waren nicht nur die Zahlen der gefallenen Juden penibel aufgelistet. Abgedruckt waren auch die Stimmen von Generälen, Obristen und anderer Militärs, die bezeugten, dass die Juden sich eben soviel und eben so wenig wenig vor dem Dienst mit der Waffe „gedrückt“ hatten wie alle anderen Kriegsteilnehmer.

Beeindrucken ließen sich die Antisemiten von dieser Form der Abwehr allerdings nicht. Die erwähnten Schriften wurden allgemein als eine plumpe Form „jüdischer“ Rechtfertigungspublizistik begriffen. Das Urteil in der Bevölkerung stand fest. Juden seien, so meinte man, von Natur aus geborene Feiglinge und Drückeberger. „Je mehr Juden in diesem Krieg fallen“, prophezeite Walther Rathenau bereits im August 1916 in einem Brief an den Publizisten Wilhelm Schwaner (1863-1944), „desto nachhaltiger werden ihre Gegner beweisen, daß alle hinter der Front gesessen haben, um

---

<sup>23</sup> Vgl. Julius H. Schoeps, „Ick kann jar nicht so viel fressen, wie ick kotzen möchte“. Max Liebermann, die Nazis und das Scheitern der deutsch-jüdischen Symbiose, In: Max Liebermann und die französischen Impressionisten, hrsg. von G. Tobias Natter und Julius H. Schoeps, Köln 1997, S. 43-49, insbesondere S. 49

Kriegswucher zu treiben. Der Haß wird sich verdoppeln und verdreifachen".<sup>24</sup>

Die vom Kriegsministerium angeordnete "Judenanzählung" stellt in der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte eine unübersehbare Zäsur dar.<sup>25</sup> Viele derjenigen, die 1914 noch mit Begeisterung und unter Absingen patriotischer Lieder ins Feld gezogen waren, fühlten sich durch die Anordnung zurückgestoßen und waren zutiefst empört, dass man sie nicht als Gleiche unter Gleichen, sondern nur als „Bürger zweiter Klasse“ akzeptieren wollte.

Die Anordnung zur Anfertigung einer „Judenstatistik“ wurde im jüdischen Bevölkerungsteil als eine Diskriminierungsmaßnahme besonders empfinden. Man fühlte sich an den Status eines Stiefkindes erinnert.<sup>26</sup> Der Soldat Georg Meyer schrieb von der Front, zwei Monate bevor er fiel, an seine Familie: „Mir ist, als hätten ich eben eine furchtbare Ohrfeige erhalten“.<sup>27</sup>

Viele Juden waren über die Zurücksetzung verärgert, andere zeigten sich zutiefst beleidigt, alle aber waren enttäuscht. Selbst die Gutgläubigsten im jüdischen Bevölkerungsteil wurden nun von nagenden Selbstzweifeln beschlichen. Vielleicht, so begann sich so mancher irritiert zu fragen, war der von den Vätern und Vorvätern eingeschlagene Weg der Anpassung und Integration vielleicht doch nicht der richtige?

Sollten, so fragte man sich geradezu selbstquälerisch weiter, die Antisemiten am Ende vielleicht doch Recht behalten mit ihrer Behauptung, Juden gehörten einem anderen Volk an, einer anderen Nation - und seien letztendlich keine Deutschen? Die um sich greifende Verunsicherung war riesig. Aus kriegsbegeisterten Patrioten wurden nun wieder Skeptiker, vielfach auch Pazifisten. Die Zionisten, die in Deutschland

---

<sup>24</sup> Walther Rathenau an Wilhelm Schwaner, 4. August 1916, in: Wilhelm Schwaner/ Walther Rathenau. Eine Freundschaft im Widerspruch. Der Briefwechsel 1913-1922, hrsg. von Gregor Hufenreuther und Christoph Knüppel (Neue Beiträge zur Geistesgeschichte, Bd. 10), Berlin 2008, S.161

<sup>25</sup> Vgl. Werner Angress, The German Army's „Judenanzählung“ of 1916. Genesis - Consequences - Significance, in: Leo Baeck Institute Yearbook 23/1978, S. 117-138

<sup>26</sup> Vgl. Meyer u.a., Deutsch jüdische Geschichte, Bd. 3, S. 368

<sup>27</sup> Zitiert nach Angress, Das deutsche Militär und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 99

bis dahin kaum eine Rolle gespielt hatten, erhielten Zulauf. So mancher begann ernsthaft darüber nachzudenken, ob es für ihn vielleicht nicht doch angeraten sei, Deutschland den Rücken zu kehren und sich in Palästina oder anderswo in der Welt niederzulassen.

Einer derjenigen, den ernsthafte Zweifel überkamen, war der Schriftsteller Arnold Zweig.<sup>28</sup> Die Kriegsgräuel, die antisemitischen Schikanen seiner Vorgesetzten und nicht zuletzt die „Judenählung“ führten bei ihm zu einer klaren Kehrtwende im Denken. Seine im Dezember 1916 erschienene Novelle „Judenählung vor Verdun“ war, wie er gegenüber Martin Buber in einem Brief später bekannte, ein Reflex „unerhörter Trauer über Deutschlands Schande und unsere Qual“.<sup>29</sup>

Auch Ernst Lissauer, der in den Anfängen des Krieges noch an Deutschland und dessen Mission in der Welt geglaubt hatte, widerrief seine einstigen Ansichten. 1936, ein Jahr vor seinem Tod, schrieb er ein Gedicht, dessen erste Verszeile in Frageform lautete: „O Volk, mein Volk! Welch Volk ist denn nun mein?“. Sein einstiger „Haßgesang gegen England“ erschien ihm jetzt, liest man seine 1933 niedergeschriebenen Aufzeichnungen, im Rückblick als Ausdruck einer geradezu „monomanischen Liebe“, als ein fehlgeleitetes Bekenntnis zu Deutschland, „das er versucht habe zu leben und zu gestalten“.<sup>30</sup>

In der Forschung wird heute kontrovers diskutiert, ob die „Judenählung“ des preußischen Kriegsministeriums nur ein nebensächliches Ereignis war, das historisch nicht weiter ins Gewicht fällt. Oder manifestierten sich hier bereits die Anfänge einer systematischen Ausgrenzung der Juden aus der deutschen Gesellschaft, wie sie dann von Hitler und den Nationalsozialisten einige Jahre später radikal in die Tat umgesetzt wurde?

---

<sup>28</sup> Vgl. Jost Hermand, Bürger zweier Welten. Arnold Zweigs Einstellung zur deutschen Kultur, in: Julius H. Schoeps (Hrsg.) Juden als Träger bürgerlicher Kultur in Deutschland, Stuttgart/Bonn 1989, S. 67 ff.

<sup>29</sup> Zitiert nach Rosenthal, „Die Ehre des jüdischen Soldaten“, S.195

<sup>30</sup> Vgl. Ernst Lissauer, Bemerkungen über mein Leben, in: 5. Jg./1962, S. 286-301

So strittig diese These sein mag, so legitim ist es, die Frage zu stellen, ob die „Juden­zählung“ nicht doch so etwas war wie die Vorstufe zur systematischen Ausgrenzung, oder – um es noch präziser zu formulieren – letztlich also auch die Vorstufe zum organisierten Massenmord? Die Debatte um die Schuldfrage, die nach Ende des Ersten Weltkrieges die Gemüter erregte, könnte dafür sprechen. Bei dem einen oder anderen, der sich mit den Auswirkungen der „Juden­zählung“ befasste, begannen jedenfalls die Alarmglocken zu klingeln. Die Historiker sind sich bis heute in dieser Frage uneins.

Der in den letzten Kriegsjahren stark zunehmende Juden­hass, der gewisse „genozidale Züge“ (John C. G. Röhl) aufwies, schlug sich zunächst in der Veröffentlichung von Schmäh­schriften wie den berüchtigten „Protokollen der Weisen von Zion“ oder in Veröffentlichungen nieder wie beispielsweise dem damals im Bürgertum vielgelesenen Roman Artur Dinters „Die Sünde wider das Blut“. Diese Schriften waren, wenn man so will, erste Vorboten für das, was sich in düsteren Konturen bereits am Horizont abzeichnete.

Auch der abgedankte Monarch, ein begeisterter Leser solcher Schmäh­schriften und Romane, schien geradezu besessen vom Hass auf die Juden zu sein, die er nicht nur als eine Gefahr für Deutschland sondern für das „christliche Abendland“ überhaupt ansah. Am 2. Dezember 1919 schrieb Wilhelm II. aus dem holländischen Exil an August von Mackensen, einen seiner einstigen Generalfeldmarschälle, dass nicht irgendwer, sondern einzig und allein die Juden für den verlorenen Krieg verantwortlich zu machen seien: „Kein Deutscher vergesse das je, und ruhe nicht bis diese Schmarotzer vom Deutschen Boden vertilgt und ausgerottet sind! Dieser Giftpilz am Deutschen Eichenbaum!“.<sup>31</sup>

Das von Exilmonarchen benutzte Bild vom „Giftpilz“, der an den Wurzeln der deutschen Eiche nagt und diese zu Fall bringt, wurde rasch populär. Nach 1933 fand dieses Motiv sogar Eingang in die NS-Kinder- und Jugendpropaganda.<sup>32</sup> So

---

<sup>31</sup> Hierzu vgl. das Kapitel „Der Kaiser und die Juden“ bei John C. G. Röhl, Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund 1900–1941, München 2008, S. 1291 ff.

<sup>32</sup> Vgl. Susanne Blumesberger, Von Giftpilzen, Trödeljakobs und Kartoffelkäfern. Antisemitische Hetze in Kinderbüchern während des Nationalsozialismus, in: Medaon. Magazin für Jüdisches Leben in Forschung und Bildung, in 5/2009, S. 1–13

beispielsweise in einem von dem Antisemiten Ernst Hiemer (1900-1974) verfasstem Kinderbuch, das bezeichnenderweise sogar den Titel „Der Giftpilz“ trägt. Als das Buch 1938 in einer Auflage von 70 000 Exemplaren erschien, hieß es in der Werbung des Stürmer-Verlages, dass das Buch „in die Hand eines jeden deutschen Jungen und Mädels“<sup>33</sup> gehöre.

Das Trauma der Niederlage, die Enttäuschung, dass der Krieg verloren gegangen war, verbunden mit den zunehmend sich artikulierenden antijüdischen Hassprojektionen potenzierten die völkischen Ressentiments. Die Alldeutschen, der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund sowie eine Reihe anderer obskurer antisemitisch-völkischer Organisationen, wie etwa die Münchener Thule-Gesellschaft, träumten von einem „völkischen Deutschland“ als „Voraussetzung des Wiederaufstiegs der Nation“.<sup>34</sup> Nationalismus und Rassenantisemitismus begannen zu einer Einheit zu verschmelzen. Dabei wurde immer deutlicher, dass für die Juden im „neuen“ Deutschland kein Platz vorgesehen war.

Es besteht kein Zweifel, dass der Hass gegenüber den Juden in der Bevölkerung während und nach dem Ersten Weltkrieg nicht im Abnehmen, sondern im Zunehmen begriffen war. Die Mehrzahl der Deutschen war geprägt durch den alldeutschen Zeitgeist und durch die judenfeindlichen Parolen der Lueger, Schönerer und anderer Antisemiten. Diese Parolen wie auch die Behauptung, die Juden seien im Krieg die eigentlichen Drahtzieher hinter den Kulissengewesen und hätten sich darüber hinaus schamlos bereichert, solche und andere Behauptungen vergifteten das Klima ganz wesentlich.

Zwischen Juden und Nichtjuden tat sich nun eine fast noch tiefere Kluft auf als zuvor, was in Teilen des deutschen Judentums, um eine Formulierung von Eva G. Reichmann zu gebrauchen, ein „innerer Bewusstseinswandel“<sup>35</sup> vollzog. War man noch einige Jahre zuvor voll Begeisterung in den Krieg gezogen, folgte jetzt ein Prozess des Umdenkens, der Desillusionierung und Ernüchterung. „Uns [Juden]“, hieß es

---

<sup>33</sup> Der Stürmer, Nr. 18, 1938

<sup>34</sup> Zechlin, die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 564

<sup>35</sup> Vgl. Eva G. Reichmann, Der Bewusstseinswandel der deutschen Juden, in: Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916-1923, hrsg. von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1971, S.511-612

„Im deutschen Reich“, der Monatsschrift des „Centralvereins“, „steht ein Krieg nach dem Kriege bevor“.<sup>36</sup>

Als vollwertige deutsche Staatsbürger akzeptiert zu werden, erwies sich zunehmend als trügerische Illusion und schien unter den gegebenen Umständen nicht realisierbar zu sein. Die seitens des „Centralvereins“ (CV), des „Verbandes der Deutschen Juden (VDI), des „Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten“ (RjF) und anderer jüdischer Abwehrorganisationen vorgelegten Selbstzeugnisse lassen eine fast grenzenlose Enttäuschung erkennen, die so manchen jüdischen Frontsoldaten und so manchen Intellektuellen während und nach dem Krieg erfasst hatte.

Zu den Desillusionierten zählte auch der Schriftsteller Jakob Wassermann. In seiner 1921 erschienenen autobiographischen Schrift „Mein Weg als Deutscher und Jude“ bekannte er sich zwar weiter zu seinem Deutschtum, gab aber gleichzeitig zu erkennen, dass diesem Bekenntnis durch die ablehnende Haltung der Umgebungsgesellschaft offensichtlich Grenzen gesetzt seien. „Es ist vergeblich“, bemerkte er, „das Volk der Dichter und Denker im Namen seiner Dichter und Denker zu beschwören. Jedes Vorurteil, das man abgetan glaubt, bringt, wie Aas die Würmer, tausend neue zutage“.<sup>37</sup>

Die von Martin Buber und anderen einst erhoffte kathartische Wirkung, die vom Kriegserlebnis ausgehen sollte, trat nicht ein, und schon gar nicht hatte sie gemeinschaftsbildende Kräfte freigesetzt. Das deutsche Judentum – oder zumindest seine nachdenklicheren Vertreter – qualte sich nun mit der Suche nach befriedigenden Antworten auf die sich stellende Identitätsfrage „Wer sind wir?“.

Der im Zuge der Zurückweisung eintretende Identitätsverlust und das Gefühl des Nichtdazugehörens hatte, so paradox das klingt, das Interesse am Judentum wieder geweckt. Ein „neues“ jüdisches Gemeinschaftsgefühl, für das Martin Buber, der dafür schon um die Jahrhundertwende den Begriff der „Jüdischen Renaissance“ geprägt hatte<sup>38</sup>, schien zu erwachen.

---

<sup>36</sup> Im deutschen Reich, XXIII, Oktober 1917, S. 395

<sup>37</sup> Jakob Wassermann, Mein Weg als Deutscher und Jude, [Neuaufgabe] München 1994, S.122 f.

<sup>38</sup> Martin Buber, Jüdische Renaissance, in: Ost und West, Heft 1/1901, S. 7

Es entwickelte sich in den Jahren der Weimarer Republik so etwas wie eine spezifisch-deutsch-jüdische Kultur, ein komplexes Beziehungsgeflecht deutsch-jüdischen Miteinanders und Gegeneinanders.<sup>39</sup> Es sind Namen wie Georg Simmel, Siegfried Kracauer, Margarete Susmann, Ernst Bloch, Willy Haas, Max Brod, Martin Buber, Alfred Kerr und Hermann Broch, die man mit dieser Kultur verbindet, aber auch Zeitschriften wie die „Kreatur“, „Daimon“ und die „Neuen Blätter“.

Der Historiker Peter Gay hat diese Kultur in seinen Büchern „Die Republik der Außenseiter“ (1970) und „Freud, Juden und andere Deutsche“ (1986) eindrucksvoll beschrieben, wobei er bemüht war, die Wörter „Weimar“ und „Moderne“ als Synonyme für diesen Sachverhalt zu gebrauchen, für den man, um ihn noch etwas zu präzisieren, vielleicht nur noch das Wort „Juden“ hinzufügen sollte, um durch den entstehenden Dreiklang eine noch bessere Vorstellung von dem zu erhalten, was die deutsch-jüdische Kultur jener Jahre einst ausgemacht hat.

Was aber hatte die jüdische Rück- beziehungsweise Neubesinnung mit den im Ersten Weltkrieg von jüdischer Seite gemachten Erfahrungen konkret zu tun? War es tatsächlich so, dass der Bruch durch die Ausgrenzung der jüdischen Frontsoldaten seitens des Kriegsministeriums erfolgte? Oder sind das eventuell nur Folgerungen, die mit den damaligen Vorgängen nichts oder nur am Rande zu tun hatten?

Sicher - die Juden fühlten sich ausgegrenzt, nicht dazugehörig, aber auch die tonangebenden Kreise im untergehenden Kaiserreich - zumeist der Adel, die Offiziere, aber auch die akademischer Eliten - fühlten sich bedrängt, geradezu umzingelt von einer „Welt von Feinden“. Das Kaiserreich, in dem man sich mental und sozial einigermaßen bequem eingerichtet hatte, war im Verschwinden begriffen. Das galt, man kann es drehen und wenden, wie man will, für Juden wie für Nichtjuden gleichermaßen.

Für den Untergang des Kaiserreiches suchten die Vertreter der Mehrheitsgesellschaft die Verantwortung nicht bei sich selbst, sondern bei den anderen, den Außenseitern, in diesem

---

<sup>39</sup> Hierzu vgl. insbesondere die Beiträge von Jost Hermand, Alphons Silbermann, Gert Mattenklott, Ingrid Belke in: Schoeps (Hrsg.) Juden als Träger bürgerlicher Kultur in Deutschland, S. 67 ff., S. 109 ff., S. 149 ff., S. 281 ff.



Fall den Demokraten, den Kosmopoliten - und den Juden. Die Letzteren insbesondere machte man für alles, was als schlecht und verhängnisvoll empfunden wurde, verantwortlich, für die Niederlage im Krieg, für die Schmach von Versailles (Friedensvertrag), aber ebenso für die sich am Horizont bereits in Konturen abzeichnende Wirtschaftskrise.

Die antisemitischen Ressentiments in ihren verschiedenen Ausprägungen nahmen nach Kriegsende nicht ab, sondern eher noch zu. Erich Ludendorff, der Ex-General, und viele andere Kriegsheimkehrer, die sich vor einer ungewissen Zukunft fürchteten, hetzten gegen die Juden, die sie als die eigentlich Verantwortlichen für all das ansahen, was ihnen angeblich an Unangenehmen wiederfuhr.

Adolf Hitler verkörperte in gewisser Weise in seiner Person die Ansichten eines Durchschnittsdeutschen jener Jahre, wenn er 1925 in seinem Hass-Tiraden-Buch „Mein Kampf“ unverblümt erklärte, dass es die Juden seien, derer man sich erwehren müsse. Die „Vertilgung des Ungeziefers“ sei notwendig, womit er, und zwar schon Mitte der 20er Jahre, in kaum verklausulierten Worten die Ausrottung der Juden forderte. „Mit dem Juden“, so Hitler, „gibt es kein Paktieren, sondern nur das harte Entweder-Oder“.<sup>40</sup>

Das Jahr 1933, in dem Hitler und die Nationalsozialisten an die Macht kamen, markiert das Ende des Miteinanders, das endgültige Zerbrechen der „deutsch-jüdisch liberalen Weggemeinschaft“ (Jacob Toury). Das ist unbestritten. Allerdings ist die Frage immer noch unzureichend beantwortet, ob der Anfang vom Ende dieser Weggemeinschaft nicht doch schon einige Jahre früher anzusetzen ist, nämlich in der Zeit des Ersten Weltkrieges, als die Verleumdungskampagnen der Alldeutschen einsetzten und die „Juden zählung“ eine deutlich spürbare Phase der Enttäuschung und Ernüchterung einleitete. Einiges spricht für die letztere Annahme.

---

<sup>40</sup> Adolf Hitler, Mein Kampf, München 1925, S. 225